

Grüße an „Admiral“ Stalin

Die finnischen Minenleger sind zu neuem Einsatz ausgefahren

Stiefenkraft hinabgezogen, in der Tiefe. Mit der Stoppuhr in der Hand überwacht ein Offizier die Minierung, während das Fahrzeug mit halber Fahrt sich von der Mine entfernt. Wieder blüht der Offizier auf die Uhr.

„Die Nächste ... los!“

Wieder plätschert es auf. Die Mine taucht, springt wieder hoch und verschwindet dann endgültig. So schreitet die Arbeit fort. Die Minen fallen zu der genau bestimmten Zeit, die Positionsdaten sind genau ausgerechnet. Nach leert sich das Bagger. Nur noch einige Minen liegen an Land. Schnell schwebt einer der Besatzung auf die letzte Mine die Worte: „Grüße an Admiral Stalin“. Und mit einem dreifachen Gelächter geht die letzte Mine über Bord, um den Schiffen Stalin, der sich selbst zum Admiral ernannt hat, einen warmen Empfang zu bereiten.

Die Besatzung des Minenlegers ist eben in der Babelstube, als die Nachricht kommt, daß der Bagger angelangt ist. Er ist bis zum Rumpf mit Minen gefüllt. Während der Minenleger beschützt, um einen günstigen Platz zum Übernehmen der Minen zu finden, bricht die Abenddämmerung herein. Das Hebern beginnt.

Der Regen wird dichter, und die Dämmerung nimmt zu. Dann verflüchtigt die Finsternis die beiden Fahrzeuge und ihre Besatzungen. Doch die Arbeit wird fortgesetzt. Gleichmäßig und

ruhig arbeiten die Männer. Sie können jeden Sandkorn aus langer Lebung.

Gegen Mitternacht ist das Hebern beendet. Die Männer gehen zur Ruhe. Doch diese ist nur von kurzer Dauer. Nach drei Stunden, kaum daß im Osten ein schwacher Schimmer über den Horizont leuchtet, klingelt die Alarmglocke über das Deck. In einem Augenblick ist die Besatzung auf den Beinen, freudig geht der Anker hoch, und der Flag des Schiffes wendet sich seinem Bestimmungsort zu.

Gräuflut und Nebel ist der Morgen. Die verschlafenen Körper frösteln in der Morgenkälte. Niemand hat Lust zu sprechen, jeder beschäftigt sich mit seiner eigenen Arbeit. Schneehöcker legt über die See und macht die Luft fast unübersichtbar. Aber die Reise geht weiter. Es soll miniert werden, — und es wird miniert. Zwischen einigen Inseln taucht das Schneeschiff auf, begleitet von einigen Sicherungsfahrzeugen. Für einen Augenblick hängen die Schiffe und beraten, dann geht die Reise weiter.

Die diesige Luft erleichtert das Minenlegen. Die Gegner sehen nichts und geben kein Lebenszeichen. Doch der Nebel kann auch seine Nachteile haben. Nur dem Zufall und der Wachsamkeit der Männer ist es zu verdanken, daß das Schiff auf der Rückfahrt nicht auf eine eigene Mine aufgelaufen ist. Und das wäre schade gewesen, denn die Minen sind ein Grund an „Admiral“ Stalin und seine sich ständig verkleinernde Flotte.

Wir stellen fest

Der Bolschewismus scheint einen neuen Agitationsfeldzug in den anglo-amerikanischen Staaten zu machen. So meldet London, daß in den USA mehr als vierzig Massenversammlungen in dieser Woche abgehalten werden, die zur Förderung des guten Verkehrs mit der Sowjetunion dienen sollen. Zehntausende von Menschen in Hollywood, Chicago, Philadelphia und New York und Tausende in kleineren Städten sangen kommunistische Lieder und hörten kommunistische Reden zu.

Zu gleicher Zeit meldet die „Times“, daß sich der englische Außenmarkt in Zukunft der kommunistischen Literatur in weitestem Maße öffnen werde. So sei in diesen Tagen zwischen einer Moskauer und einer Londoner Verlagsfirma ein Vertrag unterzeichnet worden, der dem englischen Verleger das Recht zubilligt, sämtliche in englischer Übersetzung erscheinenden bolschewistischen Bücher in England und im ganzen Empire zu veröffentlichen. Dieser Vertrag sei auf fünf Jahre abgeschlossen worden.

Interessant ist, was Schwärzer Zeitungen dieser Tage zu der Durchdringung der anglo-amerikanischen Länder mit bolschewistischen Ideen bemerken. So stimmt die „Tribune de Lausanne“ Bezug auf die Bestimmung der Sowjetunion durch den U.S.A.-Botschafter Davies und hält es für eine gewagte Schlussfolgerung von Davies, daß die Sowjets die Verteidiger der westlichen Kultur seien. Zwar preist auch die Londoner Presse, meint die „Tribune de Lausanne“, die gleiche Tendenz und die „Times“ habe den Wunsch ausgesprochen, engere Beziehungen zwischen Großbritannien und der Sowjetunion zu knüpfen, aber es sei doch ein Wagnis zu glauben, daß die Regierung und das Volk in England um Begünstigung aller Gegenheiten wahrnehmen, um die Fühlung mit Moskau zu verlieren. Im Gegenteil, die Tatsachen hätten bewiesen, daß es in England nicht an Krafteinsatz fehle, die bei allem Verständnis für die Notwendigkeit der Koordinierung der militärischen Operationen auf politischen Gebiet eine gewisse Zurückhaltung behielten. Diese Zurückhaltung sei in den Vereinigten Staaten noch ausgeprägter.

Der Hauptredakteur der „Ballet Redaktion“ liefert einen weiteren Beitrag zu dem Verhältnis der Sowjetunion zu den anglo-amerikanischen Staaten, das ein Nebenbänder von Mißtrauen und Solidarität zeigt. Er weist darauf hin, daß sich Stalin im Falle eines für die Alliierten begünstigen Krieges bei der großen Verteilung des Erbes an der Spitze stehen würde und es darauf abgesehen habe, aber die alten Randstaaten hinaus sich ein Sprungbrett nach Mitteleuropa zu verschaffen. Das „starke Polen“ würde im Falle eines Sowjet Sieges alle seine Ölreserven an die Sowjetunion abtreten und sich zur besseren Sicherheit wohl kommunistischer lassen müssen. Das wäre dann der neue polnische „Pufferstaat“. Nach Jahr und Tag würden England und die USA, einmal mit Sowjetland um die Konsequenzen ihrer jetzigen Solidarität zu ringen haben. Denn Stalin wolle sein Glück, um sich den Westen rächen zu können für seinen asiatischen Plan. Dann sei es keine Weisheit, die Sowjetunion zum Herrn Asiens zu machen. In diesen Vorhaben würde er sich auch nicht durch England und die USA hindern lassen. Daher sein Streben nach einem Stützpunkt im Innern des europäischen Kontinents und nach der Sicherung der Meerengen, von denen aus der britische Seeweg nach Asien kontrolliert werden könne.

Ueber die Zukunft der britischen Handelsflotte äußerte sich kürzlich der Vorsitzende des Generalrats der britischen Schifffahrt, Philip Runciman, in einem grundlegenden Artikel, der in der Zeitschrift der Oxford liberalen Studentengruppe „Liberal Review“ erschien.

Runciman führte u. a. aus, es gehe der englischen Handelsflotte aus einem Kriegsjahr zum andern schlechter. Eines sei sicher: am Ende dieses Krieges verfüge England über eine bei weitem geringere Handelsflotte als 1938, wahrscheinlich werde sie im Verhältnis gesehen sogar kleiner sein, als die irgend einer anderen hochentwickelten Nation. Was das für Großbritannien und sein Aus- und Einfuhrer bedeute, habe sich wohl jeder denken. Die zu erwartenden Schwierigkeiten werden noch dadurch vergrößert, daß die Entschädigung, die der Staat den Reedern für verlorene Schiffe zu leisten gebe, weit unter den stark erhöhten Schiffneubaukosten liege. Durch diese falsche Entschädigungspolitik würden die Reederei nicht einmal in die Lage versetzt, finanzielle Vorkehrungen für den Neuaufbau der britischen Handelsflotte zu treffen.

Das sei die Grundlage, so bemerkt Runciman schließlich, von der man ausgehen müsse, wenn man sich von der Zukunft der britischen Handelsflotte und den damit verbundenen Problemen einen Begriff machen wolle.

33 Feindflugzeuge abgeschossen

Der italienische Wehrmachtbericht vom Freitag hat folgenden Wortlaut:

In wiederholten nächtlichen Angriffen gegen feindliche Stützpunkte längs der nordafrikanischen Küste haben unsere Torpedoflugzeuge neue Erfolge erzielt. Drei feindliche Dampfer von 31000 BRT wurden versenkt und drei weitere beschädigt. Die Hafenanlagen von Bizerta und im Hafen liegende Dampfer wurden von unseren Bombenflugzeugen angegriffen. Ortschaften in Sardinien wurden im Laufe des gestrigen Tages und in der vergangenen Nacht von Verbänden der feindlichen Luftwaffe bombardiert, denen deutsche und italienische Jäger und Jagdabwehrschwere Verbände zugehört. Sieben feindliche Flugzeuge wurden von italienischen Jägern, 23 von deutschen Jägern und drei weitere Flugzeuge von der Flak abgeschossen, von denen zwei in der Nähe von Massara und eines bei Olbia abstürzten.

Opfer unter der Bevölkerung und Schäden von einigen Kasernen wurden nur aus der Provinz von Cagliari, aus Chiavari und dem Golf Franconi gemeldet.

Zwei unserer Flugzeuge kehrten nicht auf ihren Stützpunkt zurück.

Dertliche Kämpfe südwestlich Weißrussische Luft

Deutsche Luftangriffe gegen rückwärtige Stützpunkte und Bahnanlagen der Sowjets

Artillerie erneute Bereitstellungen der Sowjets durch mehrere Raketenfeuerfälle bestätigt. Im Raum von Schlüsselburg versuchten die Bolschewisten, den Jägerverbänden des westlichen Bahnstrahls durch Entdeckung von Ständen zu tunen. Die deutsche Artillerie hielt trotzdem die für den Nachdruck des Feindes wichtige Bahnhofsunterbeständen Störungsfeuer, das seine Wirkung nicht verfehlte. In Leninsk wurde durch deutsche Artillerie des Heeres die Munitionsfabrik Kalinin in Brand geschossen. Die beobachteten großen Rauchwolken waren auf starke Explosionen zurückzuführen.

Verteidigungsanlagen, Personen und Vertriebsbehörden, Truppenunterkünfte und Transportzüge im feindlichen Hinterland der Ostfront nach dem Ziel deutscher Luftangriffe, die durch Bombenwurf und Bombenabwurf zahlreiche Zerstörungen und schwere Beschädigungen verursachten. An den Angriffen waren rumänische und ungarische Kampffliegerkräfte mehrfach beteiligt. Ohne eigene Verluste wurden am 24. Juni und in der Nacht zum 25. Juni 37 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Von einem Artillerie-Regiment über 450000 Schuß Munition verschossen

Die bolschewistischen Angriffe südlich des Jemenites in den letzten beiden Jahren, die sich laufend wiederholten und oft wochenlang andauerten, sind immer wieder gescheitert und kosteten den Feind zahlreiche Panzerabteilungen und Schützenbataillone. In diesem Abwehrkampf haben sich neben unseren Grenadiere, Panzerregimentern, Panzerjägern und Pionieren besonders auch unsere Artillerie in zahllosen Kämpfen bewährt. Ein einziges Bataillon des Jemenites erschloß ein Artillerieregiment verlor in den zwei Jahren des Offensivzuges 456 479 Schuß Munition. Um den Transport dieser Mengen zu bewältigen, würden etwa 30 Munitionszüge je 30 Güterwagen oder fast 1500 Lastkraftwagen je drei Zonnen benötigt werden.

Bekennnis des Erzbischofs von York zum Mord an Wehrlosen

Wie der Sender London berichtet, äußerte sich der Erzbischof von York, Dr. Garrett, in einem Brief zu den Terroranschlägen der englischen und nordamerikanischen Luftangriffe auf deutsche Städte und der Bombardierung der Wohnviertel und erklärte wörtlich: „Es ist nur ein geringes Übel, die deutschen Städte zu bombardieren. Es läßt sich nicht vermeiden, daß auch sie getötet werden.“ Diese Einstellung eines englischen Geistlichen zu dem organisierten Mord an Frauen, Kindern und Greisen überrascht uns nicht mehr, nachdem sich die englische Hochsee von Anfang an zu dem Vandalentum bekannt hat. Aber wir wollen alle die Behauptungen englischer Warbepropaganda im Lichte der menschlichen Gerechtigkeit, an der Welt immer wieder vor Augen zu halten, wo die Schuldigen sitzen, die den Mord an Wehrlosen als Kriegswaffe verwenden.

Unmenschliche Zustände in USA-Gefängnissen

Die „Washington Post“ berichtet, brachen vor kurzem fünf Strafgefangene aus dem staatlichen Gefängnis in Jefferson City Missouri aus. Einer wurde in Cleveland (Ohio) gefasst. Vor der dortigen Polizei sagte er aus, die Zustände in den Gefängnissen von Jefferson City seien unmenslich gewesen. Zahlreiche Gefangene seien mit gefesselten Händen an der Decke aufgehängt worden, so daß die Beine nicht ganz den Boden berührten, man habe sie so bis zu acht Stunden hängen lassen. Die Wärter seien durch die Zellen gegangen und hätten die Gefangenen mit Knütteln ohne irgendwelchen Grund auf die Schlägel geschlagen. Diese in Cleveland veröffentlichten Aussagen sei, so schreibt „Washington Post“, dem Gouverneur Missouri äußerst peinlich gewesen, er erklärte, er werde die Staatsgefängnisse veranlassen, um eine Welle ihrer Strafmassnahmen einzuleiten.

Und solche Leute, übliche Verbündete der Sowjets, haben den Wunschtraum, Europa als „Militärpolizei“ zu kontrollieren.

Todesstrafe wegen Schwarzschlachterei

In Peil in Sardinien betrieb die 47jährige Ehefrau Maria Zellner, deren Ehemann von ihr getrennt lebt, eine kleine Landwirtschaft, auf ihrem Hof war der 14jährige Franz Söcher, zu dem sie in naher Beziehung stand, als Knecht tätig. In der Zeit vom Juni 1941 bis August 1942 wurden insgesamt von den beiden mindestens zwei Kühe, zwei Jungtiere, drei Kälber, zwei Schafe und 20 Schweine schwarzgeschlachtet. Den größten Teil der Tiere hatte die Zellner unter Zahlung von Liebesrindern bis zu 40 u. S. des Wertpreises durch Vermittlung eines gewissen Josef Fretton aus St. Georges anverkauft. Sie haben durch diese umfangreichen Schwarzschlachtungen die Bevölkerung des lebenswichtigen Reichsbedarfs der Bevölkerung beraubt und in erheblichem Maße gefährdet. Sie wurden daher vom Sondergericht Sardinien unter Annahme eines besonders schweren Falles beide zum Tode verurteilt. Freitag, der wurde, daß die von ihm vermittelten Tiere schwarzgeschlachtet wurden, erhielt wegen Beihilfe zu diesem Kriegswirtschaftsverbrechen 10 Jahre Zuchthaus.

Das Urteil gegen die Zellner und gegen Söcher ist bereits vollstreckt.

Eine Ehrensache

Ein Wort zu einer hohen Pflicht aller

Von Hauptmann Dito Bues.

Wer es leugnen wollte, daß es einen grauen Kriegszustand gibt, der gäbe sich einer teilgerichten Selbsttäuschung hin. Wenigstens ist nur, daß der Kriegszustand in seinen Grenzen bleibt und daß er nicht das Herz abstummen läßt. Da darf denn wohl eine ernste Stimme mahnen: Arbeit nicht kummern! Und mein sie leise und eindringlich mahnt, so wird sie nicht so leicht überhört werden.

Dah sowohl der Soldat, der im Besitz seiner gesunden Gliedmaßen ist, und daß das Volk dabei den verwundeten Kameraden nach Kräften hilft, darüber braucht wohl nicht gesprochen zu werden. Das ist keine Meinung, die aus Mitleid appelliert; mit Mitleid ist einem, der ein Bein oder einen Arm verloren hat, um wenigstens geholfen. Er befinde sich auf seinem Recht, und er hat ein Recht darauf, daß die Gemeinschaft ihn ausbeilt, so gut es irgend geht, und ihm hilft, einen Weg in der Nation einzunehmen, auf dem er sich als nützlich vorfindet, auf dem er dann auch, kraft seiner Gaben, wichtig ist.

Wohet noch deutlich angedeutet werden soll, was für ein Verdienst nötig ist — anders als das im Befehl und manchmal noch größer —, das sich auf dem Stranzenlager auszusprechen, um seine heilsamen Kräfte zu sammeln, um den Vorgang der Heilung durch die Macht des Willens zu beschleunigen und um sich so, wie weitland der Baron von Münchhausen, gewissermaßen an dem eigenen Kopf aus dem Sumpf wieder herauszuheben. Es gibt es ein hülles und seines Verdienstes, von dem Arzt und Krankenpfleger wissen, das aber auch der Leffentlichkeit nicht unbekannt bleiben darf.

Hier soll aber nicht von den Verwundeten die Rede sein, sondern von den Heilenden, die insofern den Feldgrauen noch ausgedehnt haben, weil sie als Soldaten nicht mehr kämpfen können, und die sich nun in dem Bereich des zivilen Lebens wieder auszubilden müssen. Ihrer gibt es schon viele Tausende, und ihnen gegenüber gilt es vor allem, nicht abgesehen zu sein.

In diesen Tagen hat sich ein junger Mann an einem Stand auf der Straßenbahn hingehängt, es war nicht zu erkennen, was ihm fehlte, ein Bein oder ein Arm, jedenfalls trug er auf seinem hellgrünen Anzug das Invalidenturnierabzeichen und das silberne Verwundetenabzeichen. Natürlich war ihm nicht ohne weiteres anzusehen, ob er einen Rang befehlte hatte, Offizier oder Unteroffizier gewesen war. Man hätte vielleicht auf einen jungen Zugführer, Leutnant oder Feldwebel schließen können. Genaug, er hätte sich beim Aussteigen etwas fest und schlen ein wenig verlegen, als er endlich auf der Plattform stand; aber ihm ward dadurch aus der Verlegenheit herausgeholfen, daß ein junger Befreiter in Uniform ihm nun eine Ehrenbegeugung erobete. Der junge Mann erwiderte, er erwiderte freudig und ging mit einer typischen Sicherheit auf seinen Platz und ließ sich nieder.

Wir wollen nicht an den Knaben abschließen, ob nun der Befreite in Uniform nach den Bundesfarben der Reichswehr gehandelt hätte; gewiß würden nicht Bedenken nur sagen, wo kommen wir hin, wenn die Soldaten aus die ehemaligen Kameraden im Bürgerkleid auch noch grüßen sollen! Es dreht sich hier nur um die Empfindung, die jenen Befreiten befehle. Sie aber war richtig, und sie war vorbildlich.

Denn es ist nun einmal so: mit der Dauer des Krieges sind diese Kameraden in Zivil mehr und mehr geworden, und ohne daß man dieser Anzahl so überaus häufig wäre, kommt es doch darauf an, daß er niemals als alltäglich empfunden werden darf. Es gehört etwas dazu, sich in dem zivilen Leben wieder auszubilden. Ja, es gehört schon dann etwas dazu, wenn einem sonst nichts fehlt. Für Kellner wissen das aus dem Krieg Weltkrieg. Es läßt sich zuerst ein wenig lächerlich, wieder aufzutreten oder in den Hörsaal gehen zu sollen, obwohl wir uns, nachdem nun einmal der Sieg verspielt war, auch wieder auf einen geeigneten und erfüllten Alltag freuten.

Aber aber so schwer verwundet ist und einen solchen Schaden zurückhalten hat, daß die Wehrmacht auf ihn verzichten und ihn seinem Alltag zurückgeben, für den er ist es wahrlich nicht leicht, die ihm nun einmal geräumte Stelle einzunehmen. In jedem Fall ist es ihm nur äußerlich beizutreten, innerlich muß er sie sich erst wieder erobert. Es ist das ist eine Eroberung besonderer Art. Es ist ein doppelter Kampf, der gegen den eigenen Körper, der sich erst an die Umstellung gewöhnen muß, doppelt schwer wegen des erworbenen Schodens, und es ist ein Kampf mit der neuen Umwelt, auch dann, wenn sie sich freundlich darbietet.

Wir stellen fest

Das ist es nun eine Ehrensache, dem Kameraden zu seinem Recht zu verhelfen. Das heißt also, ihm nicht aus Mitleid entgegenzukommen, sondern ihm zu sich selber zu verhelfen, indem man ihm dazu beisteht, daß er sich als ein Leistung und Wollen gleich betrachtet — mehr noch, als ein Stück überlegen, hat er doch für das Vaterland gebüht. Nicht laute Worte, sondern unauffällig stille Hilfe, nicht Lieberheißigkeit, sondern tätiger Respekt, das ist hier zu fordern und in jedem einzelnen Fall eine Ehrensache.